

Altpreussische Zeitung

und Anzeiger für



Stadt und Land.

Dieses Blatt (früher „Neuer Elbinger Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Elbing pro Quartal 1,60 RT., mit Postlohn 1,90 RT., bei allen Postämtern 3 RT. Inserats-Anträge an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.

Inserate 15 Pf., Nichtabonnenten und Auswärtige 20 Pf. die Spalte ober deren Raum, Hefenamen 25 Pf. pro Zeile, 1 Belegexemplar kostet 10 Pf. Expedition: **Sperlingstraße Nr. 13.**

Verantwortlich für den politischen und allgemeinen Theil, Theater und Kunst und das Feuilleton: **Chefredacteur Ludwig Hoffmann;** verantwortlich für den lokalen und provinziellen Theil: **Julius Hoff;** für den Anzeigenthail: **Z. Nischel,** kammerrath in Elbing. Eigenthum, Druck und Verlag von **H. Garsch** in Elbing.

Nr. 9.

Elbing, Freitag

12. Januar 1894.

46. Jahrg.

Preisgerichte.

B. B. Friedrich Wilhelm IV. war ein Mann von Geist, der in den Tagen seiner Gesundheit auch einem Humboldt und einem Ranke Bewunderung einflößte. Er hatte Humor genug, um sich gelegentlich in romantischer Selbstironie zu gefallen. Als er dem Fürsten Metternich die Friedensklasse des Ordens pour le mérite verlieh, richtete er an den österreichischen Staatsmann, dessen Ruhm seiner zweifelhaft geworden ist, freundschaftliche Bittgesuche, das Abzeichen anzunehmen, wenn er es auch nur in eine Kuriositätenkammer seines Schreibrüchels legen wolle, Briefe, die ein guter Preuße heute in den von dem Sohne des allmächtigen Kanzlers herausgegebenen Denkwürdigkeiten nur mit gemischten Gefühlen liest. Mehr als ein Jahrhundert vorher hatte Friedrich Wilhelm I. seinen Hausnarren Gundling zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gemacht. Heute Leiblich, morgen Gundling! Leiblich, der nach dem Ausspruch des großen Friedrich „für sich allein eine ganze Akademie“ war, war dem königlichen Freunde der langen Grenadiere „ein Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachstehen taugt“. Die ganze Akademie galt ihm als eine Gesellschaft von Schmierern, Tintenflecken, Pedanten. Er strich Leipzig das Gehalt und gab es seinem „lustigen Rath“, mit dem der alte Johann Jakob Moser in Frankfurt a. O. öffentlich über das Lob der Narrenheit disputieren sollte, und es ist ein Zeichen von dem Witz und der Unabhängigkeit der Akademie der Wissenschaften, daß sie vom Könige, als er ihr einst die Frage vorlegte, weshalb der Champagner schäume, sich erst zwölf Flaschen zu Experimenten ausbat.

Nichts ungerechter, als wenn man von einem Fürsten, der mit Arbeiten aller Art überhäuft ist, verlangt, er solle auch in allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft dermaßen zu Hause sein, daß er ein maßgebendes Urtheil abgebe! Eben jetzt veröffentlicht der Geheimen Justizrath von Wilmowski die Kriegsbriefe seines Bruders, des Cabinetraths, der erzählt, wie im Hauptquartier, kurz vor Sedan ein überaus heftiger Streit zwischen dem Großherzog von Weimar und dem Prinzen Luitpold von Bayern über — Richard Wagner ausgebrochen sei. Wie töricht, wenn man beide Fürsten, die der Verdienste genug haben, nach ihrer Stellung zu einem Tondichter beurtheilen wollte! Jeder dieser Herrscher hat seinen Platz in der Geschichte, unabhängig von seiner Ansicht über den Bahreuther Meister, wie Friedrich Wilhelm I. grundlegend für die Entwicklung des preussischen Staates geworden ist, trotz seiner Haltung zu Leiblich, Gundling und Moser. Nur die sind zu tadeln, die die Grenzen der Zuständigkeit verwirren und den Kunstlichter oder Fachmann sehen, wo sie nur den Fürsten zu sehen hätten, oder dem Herrscher Aufgaben zuweisen, deren künstlerische Lösung dann das öffentliche Urtheil herausfordert. War Friedrich der Große ein weniger genialer Fürst, weil er für Lessing kein Verständnis hatte und auf seine Zeit das Wort Anwendung selbste: „Mein Augustus' Alter blühte, keines Medicäers Güte lächelte der deutschen Kunst?“

Man spricht neuerdings viel von dem Ergebnisse von Preisgerichten. Das Schicksal des Kaiserdenkmals ist noch in frischer Erinnerung. Ein großes Preisgericht wird bestellt; es spricht sich über den Platz wie über die Entwürfe für das Nationaldenkmal, das dem ersten Kaiser, dem Begründer des Reiches, gilt, aus, und alle diese Vorschläge werden dann verworfen, zu Gunsten des Planes von Reinhold Wegas und des von ihm gewählten Platzes der Schlossfreiheit. Ob inzwischen auch an die Stelle der Urne, die man auf dem Modell sah, ein Podest getreten ist, wissen wir nicht. Aber wenn dem Herrscher die letzte Entscheidung gelassen war, kann man sich wundern, daß er seine Befugnis ausübte nach seiner eigenen Meinung, seinem eignen Geschmack? Der Fehler liegt in der Veranstaltung des Preiswettstreites; man hätte, als man an das Unternehmen ging, erklären müssen, daß der Kaiser allein zu bestimmen habe, wo und wie das Denkmal errichtet werden solle, und daß es von ihm allein abhängen, welche Sachverständigen er hören und wie viel Bedeutung er ihrem Gutachten beimessen wolle. Und sollte nicht dieselbe Einrichtung bei Orden getroffen werden, deren Bekleidung an Männer der Kunst und Wissenschaft erfolgt, oder bei Verleihungen in Akademien, für die heute die Mitglieder Vorschläge machen? Vor einigen Jahren wurde Angenruber des bayerischen Maximiliansordens für würdig befunden — von den übrigen Trägern dieses Ordens, von der Krone aber als unwürdig zurückgewiesen. Jetzt hat man in München den Professor Vangen für die Akademie der Wissenschaften vorgeschlagen — vergeblich, da Vangen zwar ein bedeutender Gelehrter, aber zugleich ein Altphilologe ist. Jede Zurückweisung eines solchen Vorschlags erregt peinliches Aufsehen; aber der Wiederholung dieser Zwischenfälle wird nur vorgebeugt durch die Aenderung der Einrichtung. Entweder — oder! Entweder der Wille der Krone oder das Urtheil der Gutachten muß maßgebend sein. Jedes Doppelspiel muß zu Mißbilligungen führen.

So geschieht es jetzt bei dem Schillerpreis! In gemeinen Zwischenräumen erfolgen Preiswettstreits für den besten Roman, für das beste Feuilleton. Auch der nüchternste Zuschauer kann sich gemeinhin eines herzlichen Lachens nicht enthalten, wenn er sieht, mit welchem Ernst die Preisrichter das Ergebnis verkünden, und dann nachrechnet, wie viel Zeit ihrer jedem geblieben ist, die eingegangenen Arbeiten zu prüfen. Regelmäßig hat ein solcher unglücklicher Rhadamantys in vierundzwanzig Stunden die dreifache oder vierfache Zahl von Blaudeereien oder Romanen zu lesen oder zu hören, und wer nach sechs Feuilletons an einem Tage auch nur das siebente zu lesen im Stande ist, der verdient eine höhere Preis als jeder poeta laureatus. Bei dem Schillerpreis hatten es die Sachverständigen leichter. Sie hatten nur Umkehr zu halten über die besten Bühnenstücke der drei letzten Jahre. Die Auswahl ist nicht groß. Und nach ihrem einstimmigen Gutachten — Männer wie Graf von Hochberg und Heinrich von Treitschke waren ebenfalls dieser Meinung — sollte am Geburtstage des Dichters des „Tell“ und des „Don

Carlos“ der Preis Ludwig Fulda für seinen „Talisman“ zugesprochen werden.

Und nun schüttelt man den Kopf, daß der Kaiser anderer Ansicht als der ganze Ausschuss für den Schillerpreis gewesen ist! Nun zittert man nachgiebig Epigramme Fuldas gegen den Preis; nun erinnert man treffend an Moses Mendelssohn, der, zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt, aber von Friedrich dem Großen abgelehnt, gelächelt habe: „Es ist jedenfalls ehrenvoller für mich, daß mich die Akademie vorschlägt und der König meine Namen streicht, als wenn der König mich vorgeschlagen und die Akademie meinen Namen durchstrichen hätte!“ Aber wer kann es dem Monarchen groß verübeln, wenn ihm Wildenbruchs „Neuer Herr“ und Wicherts „Aus eigenem Recht“ besser gefällt als der „Talisman“? Der Herrscher hat das Recht, nach seiner eignen Meinung zu entscheiden, und — qui suo jure utitur, neminem laedit, wer seines Rechtes braucht, verletzt Niemand. So wenig sich der Preiswettstreit dem Urtheile des Kaisers zu unterwerfen hat, so wenig darf sich der Kaiser an den Geschmack der Preisrichter zu binden. Auch hier liegt der Mangel in der Einrichtung. Es ist verkehrt, die Verleihung des Preises von einer doppelten Voraussetzung abhängig zu machen, einmal vom dem Gutachten von Sachverständigen und Johann von der Entscheidung der Krone. Darum hat auf dem Schillerpreise nie Segen gerührt, und es wäre nur erstrecklich, wenn hinfort die Satzungen der Preisgerichte geändert würden, das entweder dem Preisgericht oder dem Kaiser allein die Verfügung zukommt. Ob der Herrscher, wenn er allein zu bestimmen hätte, für nötig erachtet, sich mit Sachverständigen aus literarischen, akademischen und anderen Kreisen ins Einvernehmen zu setzen, ob an die Stelle der Hochberg, Weinhold, Treitschke, Erich Schmidt, Gustav Freytag die Hülsen, Giffeld, Anypator, Barney, Hinzpeter träten, könnte der Dilettantismus verschwiegen werden; es wäre nicht im Zweifel, daß der Preis allein dem persönlichen Urtheil des Monarchen gemäß vertheilt wird. Ob dieses Urtheil minder das Richtige getroffen habe als das eines Preiswettstreites, mag dann die Geschichte prüfen.

Ebenso lebhaft wie der Schillerpreis wird derzeit der Verdun-Preis besprochen. Dieser Preis soll alle fünf Jahre am Geburtstage Friedrichs des Großen für die beste in dem halben Jahrzehnt erschienene Arbeit über deutsche Geschichte verliehen werden. Das Preisgericht besteht aus Universitäts-Professoren und Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften. Der Preis wurde Heinrich v. Sybel für seine 5 Bände über die Gründung des Deutschen Reiches zuerkannt. Es ist hier nicht der Platz, das genannte Werk einer Kritik zu unterziehen, soviel aber darf als feststehend angenommen werden, daß Sybel nicht nur im Vergleich mit anderen Geschichtsschreibern der Gegenwart, sondern auch an sich des Verdun-Preises würdig scheint. Der Kaiser hat, wie vertrauenswürdig berichtet wird, auch diesem Vorschlage seine Zustimmung versagt. Es ist voreilig, zu meinen, daß der Kaiser der — sicherlich nicht un-

berechtigten — Ansicht sei, der Leiter der preussischen Staatsarchive habe den Fürsten Bismarck auf Kosten des ersten Kaisers und gar des deutschen Volkes übermäßig gezeilt. Der Herrscher ist nicht genötigt, für seine Entschlüsse Gründe anzugeben, und diesen Mangel zu ergänzen, daß Niemand ein Recht. Auch hier ergreift sich die natürliche Moral, daß man verschiedene Autoritäten nicht mit einander verquiden soll: entweder das Preisgericht oder die Krone muß entscheiden, aber das eine oder die andere endgiltig und unumkehrbar.

Für die Nachwelt aber gilt nicht, wer den Preis erhalten, sondern wer ihn verdient hat; den Meister lobt das Werk, nicht eine äußerliche Auszeichnung. Und der Dichter, dem der Schillerpreis entgangen ist, mag sich mit Schiller trösten, dessen Herz höher schlug, weil die deutsche Muse die Blume entfaltet „nicht am Strahl der Fürstengunst“. Der Bildhauer, der Geschichtsschreiber, der leer ausgeht, der Gelehrte, der von der Schwelle einer Akademie zurückgewiesen wird, sie haben ihren Werth in sich. Selblich wird trotz Friedrich Wilhelm I. länger leben als Gundling, der — wie er in Staatshandbuch von 1720 bezeichnet wird — „Oberzernonienmeister, Geheimde Appellationsrath, Kriegs- und Postammerrath, Präsident der königlichen Societät der Wissenschaften, Hof- und Kammergerichts-Rath und Historiographus“ war. Und Metternich mag in den Augen jedes vormaligen Politikers die höchsten „Meriten“ haben, den Orden pour le mérite hat er im Werthe nicht erhöht. Sind in Frankreich, etwa nur die Unterblichen der Akademie und ist wirklich dieser Unterblichen jeder unsterblich? Ob die regelmäßigen Preise vor Fürsten oder Preisgerichten verliehen werden, ob die Auszeichnungen von Einzelnen oder von Körperschaften vergeben werden: schließlich gilt überall das mannhafte Wort: „Wohl besser ist's, ohn' Anerkennung leben Und durch Verdienst des Höchsten werth zu sein, Als unbedient von Höchsten sich erheben, Groß vor der Welt und vor sich selber klein.“

Deutscher Reichstag.

Sitzung vom 10. Januar.

Am Tische des Bundesraths v. Bötticher. Auf der Tagesordnung steht zunächst die Fortsetzung der an einem früheren Schwerkinstage abgebrochenen Beratung des Antrages Adolphler und Genossen betreffend Revision des Invaliditätsgesetz und Altersversicherungsgesetzes und der Unfallversicherungs-gesetz, in Verbindung mit dem Antrage der Abgg. Stauby und Steppuhn wegen Vereinfachung der Verwaltung der genannten Gesetze.

Abg. Singer (Soj.) erklärt sich Namens seiner Partei gegen die Anträge, was freilich nicht bedeuten solle, daß er gegen das Princip der Alters- und Invalidenversicherung sei. Ihm ginge das Gesetz nicht weit genug; es sei in Folge seiner verhehlten Organisation nur eine veränderte Armenpflege. Die vorliegenden Anträge seien nur geeignet, die geringen Wohlthaten des Gesetzes noch zu beschränken. Wollte

rechnung den beiden zuletzt aufgetauchten Piraten-schiffen nahe gekommen sein, da der Wind in der Richtung nach letzteren wehte. In der That erscholl jetzt ein wahrhaft satanisches Geseul und das dichtge-regelte Segelwerk der beiden Dschonken tauchte an der Steuerbordseite des Schiffes auf; sofort flogen von den im Vergleich zur „Lucy“ erheblich niedrigeren Piratenschiffen Entschlossen an der „Lucy“ in die Höhe und kaum eine Minute später erschienen mindestens zwei Dutzend wildaussehend nachlässige Gestalten auf der Regeling unseres Schiffes und sprangen, lange Messer oder auch Enterbelle in der Rechten schwingend, unter wüthendem Geschrei auf das Deck der „Lucy“ nieder, während schon wieder neue Piratengehalten mit den charakteristisch glatzgeschorenen Köpfen über den Bordwänden des Schiffes auftauchten und gleichfalls auf das Deck niederstiegen.

Ich lag, das Gewehr fertig zum Feuern, im Anschlag und wußte nur noch nicht gleich, welche von den getrimmen gelbbütigen Wurschen ich zunächst mit meinem Kugelgruß bedenken sollte. Da trat ein, was zu erwarten stand, die Piraten glitten auf den von dem reichlich aufgetragenen Del ganz schlüpfrigen Planken alle Augenblicke aus, stürzten nieder, um sich an den auf Schritt und Tritt herantretenden Scherben, Gefäch, Hände, Füße und Arme blutig zu verletzen, sprangen wieder in die Höhe und glitten im nächsten Moment von Neuem aus. Das wüthende Schredens-geseul, welches die Kerle ausstießen bewies, wie sehr sie sich von dem ihnen an Bord der „Lucy“ bereiteten Empfang übermäßig fühlten, und jetzt war für uns die Zeit gekommen, mit unseren blauen Wunden aufzuwarten. Ich feuerte die beiden Läufe des Gewehrs-Gewehrs in eine der sich am Boden wälzenden Gruppen der Piraten ab und fast im selben Moment ertönen auch von den anderen Punkten unseres Schiffes, an denen Schützen Posto gefaßt hatten, Gewehrschüsse, während es auch aus dem Segelwerk heraus auf die sargungslosen Langzöpfe niederblitzte. Wieder und wieder lud ich und feuerte ich meinen Hinterlader auf die schreiende und auf dem Deck herumtaumelnde Schar der Banditen ab, während auch Sheppard und die mit Gewehren

bewaffneten Matrosen, abwechselnd meinen Platz einnehmend, auf die Chinesen lospfeiferten.

Jetzt gab es für dieselben kein Halten mehr, unter gellenden Schredensrufen traten die Schurken den Rückzug an, auf welchem sie, soweit dies ihnen nur möglich war, ihre Todten und Verwundeten mit sich schlepten. Wir selbst führten nunmehr auf das Deck vor, um die Angreifer vollends wieder aus der „Lucy“ hinauszujagen, und da jeder von uns die Vorsicht gebraucht hatte, sein Stiefel- oder Schuhwerk mit grobem Baft oder auch starkem Segeltuch zu umwickeln, so konnten wir es riskiren, das fettglänzende Deck mit den daselbe bedeckenden Scherben zu betreten. Den letzten über die Regeling wieder verschwindenden Gelbhäuten wurde noch eine volle Salbe nachgejagt, dann aber sprang Jenkins selber nach dem Steuerbrett, band es los und ergriff mit kräftiger Hand die Spelken, indeß auf des Commando des Kapitän's alle Segel gefaßt wurden. Zwar prasselte nun von den beiden Piratenschiffen ein Kugelgruß her zu uns herüber, er fügte uns indeßen weiter keinen Schaden zu und mit voller Kraft führten jetzt die Brigg, begünstigt von einer sich erhebenden frischen Brise in südwestlicher Richtung davon. Es war allerdings die höchste Zeit hierzu, da mittlerweile auch die zwei ersten Piratenfahrzeuge bedenklich nahe herangekommen waren und im Verein mit dem anderen Dschonken die größten Anstrengungen machten, uns einzuholen. Doch erwies sich dies als vergebliche Mühe, die „Lucy“ segelte so vortreflich, daß nach ein paar Stunden von den verfolgenden Piratenschiffen nichts mehr zu entdecken war, wir konnten uns als gerettet betrachten.

Nunmehr konnte auch dem Deck der „Lucy“ die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet werden und dabel stellte es sich heraus, daß die Chinesen 3 Todte und 2 Verwundete an Bord der „Lucy“ zurückgelassen hatten. Der eine der letzteren wies einen Schuß durch die Brust auf, der offenbar die Lunge verletzt hatte, wie das Nückeln der Mannes bekundete. Ohne weitere Umstände wurde er daher nebst seinen todtten Kameraden von den Matrosen über Bord geworfen. Auch den anderen verwundeten Piraten, der

einen Schuß durch das linke Bein aufwies, sowie mehrere nicht unbedeutende Verletzungen an den Füßen, durch Glasscherben verursacht, besaß, wollten die erblitterten Leute denselben Weg gehen lassen, was aber der Kapitän verhinderte. Er ließ den Mann verblinden und nahm ihn nach Singapore, wo der Chinese den Behörden übergeben wurde. Er sprach übrigens etwas Englisch und so bekamen wir denn heraus, daß der Ueberfall, dem unser Schiff beinahe zum Opfer gefallen wäre, ursprünglich einem andern Schiffe geglückt hatte. Dasselbe war, beladen mit Seidenzeugen und Silberbarren, einen Tag vor uns ausgelaufen, ebenfalls mit südwestlichem Course. Die Piraten hatten von der reichen Ladung des Schiffes in Folge ihrer Verbindungen in Hongkong Kenntniss erhalten und sich schon einige Tage auf die Höhe von Hainan auf die Lauer gelegt, aber das andere Schiff war den Chinesen durch die Lappen gegangen, während ihnen dafür die „Lucy“ beinahe zur Beute gefallen wäre.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages gab es für die Matrosen der „Lucy“ eine tüchtige Portion Extra-Grog nebst Extra-Tabak, in der Capitän'scajüte dagegen waren der Capitän, der Steuerman, der Hochbootsmann und ich zu einem kleinen, verhältnißmäßig lucullischen Festmahle vereinigt, bei dem zu Ehren unseres glänzenden Sieges auch einige Flaschen Champagner aus dem Weindorrath des Capitän's geleert wurden. In einer kurzen aber feinen Rede brachte der Schiffcommandant einen Trinkspruch auf Sheppard aus, dessen gentilem Vorschlage wir ja alle eigentlich unsere Rettung erst verdankten; zugleich überreichte Mr. Warpole seinem Hochbootsmann zum Andenken eine mit einem kleinen Rubin geschmückte Busennadel. Im Uebrigen verließ die Fahrt ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle; in Singapore verließ ich dann die „Lucy“, nachdem ich mich von Mr. Warpole und seinen beiden Offizieren auf das Herzlichste verabschiedet hatte. Ein Andenken an jenes Piratenabenteuer im chinesischen Meere bewahre ich jedoch noch heute, ein scharfes dolchartiges Messer mit seltsam gewundenem, silberverzertem Griff.

Unmännliche Männer —
Ein wahrer Greuel für Menschenkenner!
Noch schlimmer zu schauen:
Unweibliche Frauen!
Aber das Alles entsetzt mich minder —
Als unföhlliche Kinder! Flex.

Der vereitelte Ueberfall.
Ein Reiseabenteuer aus dem chinesischen Meere.
Von H. Wolters.

Nachdruck verboten.

Der originale Vorschlag des Hochbootsmannes leuchtete dem Befehlsgeber — nicht minder aber auch uns Anders — demnach ein, daß sofort an die Ausführung des Planes gegangen wurde. In fünfzehn Minuten waren wir auf dem Deck der „Lucy“ wahre Berge von Töpfen, besonders aber von allen möglichen gläsernen Behältern angehäuft, welche dann mit Handspieren u. dgl. zertrümmert wurden. Dann gingen die Matrosen, mit eben solcher Schnelligkeit darauf, das gesammte Deck mit Del zu belegen und einige mit Lederhandschuhen versehene Zehnjaden streuten dann die Glas- und Zehnjaden herum. Hierauf wurde das Steuerbrett festgebunden, und nachdem noch die vorhandenen elf oder zwölf Gewehre an die besten Schützen vertheilt worden waren, wobei ich das prächtige doppelläufige Besauchergewehr nebst einer ganzen Menge hierzu gehöriger Patronen erhielt, vertheilten wir uns alle an das Deck der „Lucy“, so gut es eben ging. Einige der mit Gewehren versehenen Mannschaften mußten allerdings in die Masten klettern, wo sie sich in dem dichten Segelwerk möglichst verbargen. Ich selbst lag nebst dem Hochbootsmann und fünf Matrosen, von denen allerdings nur drei bewaffnet waren, im Hintercastell und konnte von meinem Platze aus einen großen Theil des Decks bequem mit meinen Kugeln beschießen.

„Die „Lucy“ mußte unterdessen nach meiner Be-

Kirchliche Anzeigen.

Synagogen-Gemeinde.

Gottesdienst:

Freitag, den 12. d. M., 4 Uhr Nachm.
Sonnabend, den 13. d. M., Morgens
9 Uhr.

Elbinger Standesamt.

Vom 11. Januar 1894.

Geburten: Arbeiter August Gehrmann 1 Z. — Arbeiter Albert Gotties 1 S. — Kaufmann Friedrich Schamp 1 S. — Schuhmacher Emil Paninke 1 S. — Kuttscher Friedrich Behr 1 Z.

Sterbefälle: Arbeiter Carl Janischewski 1 Z. totgeb. — Arbeiter Richard Petri S. 1 Z. — Wassermüllersfrau Anna Hein, geb. Klein, 74 J. — Eisendreher Samuel Winter 25 J. — Rentierfrau Wilhelmine Pflug, geb. Kuttschi, 63 J. — Arbeiterfrau Henriette Bewernick, geb. Dehnert, aus Bangritz Colonie 49 J.

Auswärtige

Familiennachrichten.

Verlobt: Fräulein Jenny Erwin mit Herrn Rektor Grinde-Osterode.

Geboren: Herr Oberlehrer Dr. Schirmacher-Königsberg 1 Z.

Gezogen: Rentier Gottlieb Fonzuhn-Warienburg, 72 J. — Besitzer Johann Hauser-Skompe, 65 J. — Km. Johannes Dargel-Wormditt. — Km. Friedrich Büttner-Schultz, 72 J. — Oberförster a. D. Albr. Wünschmann-Königsberg. — Lehrerin Amalie Strohschein, geb. Rinck-Guttan, 67 J.

Für die reichen Blumenspenden, sowie der innigen Theilnahme bei dem Begräbniß unserer lieben Mutter, Schwieger-, Groß- und Urgroßmutter, der Frau Wittwe Pauls jagten hiermit ihren tiefgefühlten Dank
Oberfernbälbe, 11. Januar 1894.
Die Hinterbliebenen.

Gewerbeverein

der Maschinenbauer.

Sonnabend, den 13. Januar cr.,
Abends 8 Uhr:

Versammlung.

Monatsbericht. Bibliothekwahl.

Sonnabend, den 10. Februar cr.:

Maskenball.

Der Vorstand.

Die Mitglieder des Vereins zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene im Elbinger Kreise und Alle, welche in der Stadt und im Landkreise für denselben sich interessieren, werden zur

Generalversammlung

auf Mittwoch, den 17. Januar cr.,

Nachmittags 3 Uhr,
in den Saal der Herren Stadtverordneten, Alter Markt 11, hierdurch eingeladen.

Tagesordnung:

Jahresbericht.
Rechnungslegung pro 1892.
Vorstandswahl.

Der Vorstand.

S. A.
Setzke, Lehrer.

Bekanntmachung.

Behufs Beschlussfassung über Abtretung einer dem Gemeindegut der Neustadt gehörenden, an der Schlachthaus-Strasse gelegenen Parzelle an die Stadtgemeinde Elbing haben wir einen Termin auf

Sonnabend, den 13. Januar cr.,

Vormittags 11 Uhr,

in dem früheren Sitzungssaal der Stadtverordneten, Alter Markt Nr. 11, 1 Treppe hoch, anberaumt, zu welchem wir die stimmberechtigten Mitglieder der Corporation des Gemeindeguts der Neustadt mit dem Bemerken einladen, daß die Ausbleibenden als dem Majoritäts-Beschlüsse der Erschienenen beistimmend werden erachtet werden.
Elbing, den 3. Januar 1894.

Der Magistrat.

C. J. Gebauhr

Flügel- u. Piano-Fabrik

Königsberg i. Pr.
Prämirt: London 1851. — Moskau 1872
— Wien 1873 — Melbourne 1880 —
— Bromberg 1880.

empfehlen sich anerkannt vorzüglichem Instrumente. Unerreicht in Stimmhaltung und Dauerhaftigkeit der Mechanik, selbst bei stärkstem Gebrauch. Höchste Tonfülle, leichteste Spielart.

Theilzahlungen

Umtausch gestattet.
Illustrierte Preisverzeichnisse
gratis und franco.

Suche von sogleich

eine Erzieherin

(anspruchsvoll) für 1 Mädchen von 10 J.

Maske, Besitzer, Mroczno.

Jeder Husten wird durch Jssleib's Katarrrhastillen in kurzer Zeit radical beseitigt.
Beutel 35 Pfg. in Elbing bei
Rud. Sausse, Alter Markt 49,
J. Staesz jun., Wasserstr. 44.

Neuerdings
erscheint
Die Modenwelt
ohne Preis-
Erhöhung in
jährlich 24 reich
illustrierten Nummern
von je 12, statt bisher 8
Seiten, nebst 12 großen far-
bigen Moden-Panoramen mit
gegen 100 Figuren und 12 Beilagen
mit etwa 200 Schnittmustern.
Vierteljährlich 1 Mk. 25 Pf. — 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog:
Nr. 4252). Probe-Nummern in den Buch-
handlungen gratis, wie auch bei den
Expeditoren.
Berlin W. 58. — Wien I., Operng. 3.
Gegründet 1865.

Manneschwäche
heilt gründlich und andauernd
Prof. Med. Dr. Bisenz
Wien IX.,
Porzellangasse 31a.
Auch brieflich.
Dasselbst ist zu haben das Werk:
**„Die männlichen
Schwächezustände, deren
Ursachen und Heilung.“**
Preis 1 Mk. 20 Pf. in Briefm.
incl. Frankatur.

Neue Gänsefedern, zumeist d. großen, weißen Gänsen stammend, ganz vorzügliche, daunenreiche Waare, habe größere Posten abzulassen. Preise: So wie sie von der Gans kommen, mit allen Daunen à Pfund 1,50 Mk., ausgefüchte Waare, also nur kleine Federn und Daunen, à Pfund 2 Mk. Aus meinen Federn sind die etwas schmudeligigen Bauchfedern, welche sich vorzüglich zu Leutenbetten eignen, ausgelesen und kostet von letzteren das Pfund 60—80 Pfg. Was nicht gefällt, nehme, wenn frankirt, zurück.
Krohn, Lehrer,
Neu-Rüditz (Oderbruch).

Für Vereine!
Statuten,
Mitgliedskarten,
Diplome,
Programme,
Eintrittsharten.

sowie sonstige **Vereins-Drucksachen** liefert in bester Ausführung zu billigen Preisen die Buch- u. Kunstdruckerei von
H. Gaartz,
Elbing.

in Gräfrath-Central
bei Elbing.
Wißberg & Co.
Faßmesser
5 Jahre Garantie
per Stück 3. Mark.
Etwas hochfein pr. Stück 20 Pfg.
Streicheisen, doppel 2.50 Mk.
Was nicht gefällt, nehmen sofort
retour. **Fracht-Catalog**
sämtliche Messerwaaren, Scheeren
u. Wäfen vers. gratis. Durch eig.
Fabrikat. 1/2 billiger wie überall.
Man kaufe nur direkt!!!!

Gicht- und Rheumatismuskranken sei hiermit der in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannte
Anter-Vain-Expeller
in empfehlende Erinnerung gebracht. Dies vollständige Hausmittel ist seit 25 Jahren als zuverlässigste schmerzstillende Einreibung bekannt und bei Allen, die es gebraucht haben, sehr beliebt, sobald es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf. Zum Preise von 50 Pf. und 1 Mk. die Flasche zu haben in den meisten Apotheken. Man achte aber auf die Fabrikmarke „Anter“, denn nur die mit einem roten „Anter“ versehenen Flaschen sind echt.

Holzpfantoffeln
sowie Sohlenhölzer dazu liefert in vorzüglicher Ausführung
Mechanische Holzwaaren- und Pantinenfabrik zu Br. Holland.

Ulmer Dombau-Lotterie.

Ziehung bestimmt 16. Januar und folgende Tage:
Hauptgewinne:
75,000, 30,000, 15,000 Mark baar.
Originallose à Mark 3.00. Porto und Liste 30 Pfg.
1/2, Antheil 1,50 Mk., 1/4, 1,00 Mk., 1/8, 15,00 Mk., 1/16, 9,00 Mk.

Georg Joseph, Berlin C.,

Grünstrasse 2.
Telegr.-Adr.: Dukatenmann.



Chocoladen- und Zuckerwaaren-Fabrik von Gebr. Stollwerck, Köln.

Dampfbetrieb: 650 Pferdekraft mit 451 Arbeitsmaschinen.
Ende 1890: 1377 Personen beschäftigt.
Die vorzüglichen technischen und maschinellen Einrichtungen, die gewissenhafte Verwendung von nur guten und besten Rohstoffen, und die auf langjähriger Erfahrung beruhende Fabrikationsweise haben Stollwerck'sche Fabrikate im In- und Auslande eingebürgert.
48 Medaillen und 26 Hofdiplome anerkennen ihre Vorzüglichkeit.
Stollwerck'sche Chocoladen und Cacao's sind in allen Städten Deutschlands in den durch Verkaufsschilder kenntlichen Geschäften vorräthig.

Neu! Catarrhalis. Neu!

Apotheker Senff's
Heilungs-Kräuterhonig-Balsam
1/2 Fl. 3,50 Mk., 1/4 Fl. 1,75 Mk., 1/8 Fl. 1,00 Mk.
Heilungs-Kräuter-Pastillen
à Schachtel 1 Mk. und 2 Mk.
von ersten geprüften Chemikern untersucht und unbedingt als heilsam anerkannt!!
Gegen sämtliche Halsleiden:
als Bronchitis, Husten, beharrliche Heiserkeit und Halsschmerzen, Hals- u. Rachen-Catarrh, jegliche Verschleimung und gegen veraltete asthmatische Leiden.
General-Depot in der Königl. priv. Apotheke „Zum rothen Adler“
Berlin, C., Rosstrasse 26.
Gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung.
Zahlreiche Atteste sind vorhanden. — Man beachte Firma und Schutzmarke.

Reelle Bedienung-Garantirt Eingeschossene

Feste Preise.
Revolver Cal. 7 mm 6 Mk., Cal. 9 mm 9 Mk. Tesching-Gewehre ohne lauten Knall Cal. 6 mm 8 Mk., Cal. 9 mm 12 Mk. — Doppeljagdkarabiner von 25 bis 35 Mk., einläufig Jagdkarabiner von 13 bis 20 Mk. — Westentaschenschins 4 Mk. — Pütsch- u. Scheibenbüchsen von 15 Mk. an. — Centrafeuer-Doppelflinten prima Qual. von 30 Mk. an. — Patentluftgewehre ohne Geräusch 16 Mk. — Jagdtaschen prima Leder 6 Mk. — 500 Central-Hülsen 8 Mk. Zu jeder Waffe 25 Patronen gratis. Packung umsonst. Umtausch kostenlos. Catalog 64 Seiten stark gegen 50 Pf.-Marken. — Schlagringe ohne Spitzen 1 Mk., mit Spitzen 1,50 Mk. — Für jede Waffe übernehme ich volle Garantie.
Lieferant aller Jagd- u. Schützenvereine,
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak, Berlin S.W. 12, Friedrich-Strasse 213.

„Gartenlaube“

1894. 1894.
Abonnements-Preis vierteljährlich
nur
1 Mark 75 Pf.
Der neue Jahrgang der „Gartenlaube“ beginnt im Januar.
Erzählungen und Romane von
L. Ganghofer: Die Martinsklause.
Marie Bernhard: Die Perle.
W. Heimburg: Am fremde Schuld.
C. Wichert: Die verlorene Tochter.
St. Kenner: Sturm im Wasserglase.
H. Arnold: Ein Lieutenantsstreich.
Man abonniert auf die „Gartenlaube“ in Wochen-Nummern bei allen Buchhandlungen und Postämtern für 1 Mark 75 Pfennig vierteljährlich. Probe-Nummern sendet auf Verlangen gratis u. franco.
Die Verlagshandlung: Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Bestellungen
auf die
„Altpreussische Zeitung“
mit den Beilagen:
„Illustrirtes Sonntagsblatt“ und
„Hausfreund“
werden jederzeit in der Expedition, Spie-
ringstraße 13, parterre, und auswärts bei
sämmlichen Postanstalten angenommen.

Zur Anfertigung

von
**Feuer-Zagen,
Werth-Zagen
und Gutachten**
empfiehlt sich
A. Herrmann,
Maurermeister
und gerichtlicher Sachverständiger.

Atelier für künstl. Zähne

Specialität:
Plombiren.
C. Klebbe,
Jnn. Mühlendamm 20 21.

Der Eisenbahn- Fahrplan

Winterausgabe 1893/94,
ist zu haben pro Exemplar 5 Pf.,
in der
Exped. der Altpr. Ztg.

Eine tüchtige Wirthin

für Küche und Kälberanzucht gesucht.
Abschriften von Zeugnissen erbeten und
werden dieselben nicht zurückgeschickt.
Schettler,
Guts- und Ziegeleibesitzer,
Laddehnen p. Willkallen.

Zum sofortigen Antritt suche ich
einen unverheir., tüchtigen, durchaus
selbstständigen Inspektor,
einen unverheir. Forstbeamten,
welcher zur selbstständigen Führung der
Gutsverstandsschreiberei befähigt
sein muß. Sofort. Bewerbungen mit
Zeugnißabschriften, Lebenslauf und An-
gabe der Gehaltsansprüche sehe entgegen.
Rittergutsbesitzer **Knack,**
Gr. Peterkau bei Reinwasser Pomm.
Eine ungeprüfte
evangel. Lehrerin
an ländl. Verhältn. gewöhnt, für zwei
Kinder (Kn. u. M.) im Alter von 9 u.
8 J., zum 15. Januar gesucht. Gehalt
150—200 Mark. Zeugnisse erwünscht.
Hartwig, Schönwalde
bei Schönau, Kreis Schlochau.

**Futterstroh,
sowie Säckel**
zu haben bei
R. Tuchel,
Neutrüngerstampe.

Der Laden Wasserstr. Nr. 20

nebst Wohnung, Küche, Kammer und
Bodenraum ist vom 1. April d. J. zu
vermieten. Näheres bei
J. Staesz, Wasserstr. Nr. 19.

Reiserbahnstraße 19

ist von gleich oder 1. April zu vermieten:
eine Wohnung von 2 Zimmern,
Küche, Zubehör und Garteneintritt;
eine Wohnung von Stube, Kammer,
Küche, 2 Treppen.

Eine Wohnung,

2 Zimmer, Küche, Kammer und großen
Bodenraum, ist von sofort oder später
zu vermieten **Wasserstr. Nr. 19.**

Wohnungen, 2 à 2 Zimmer, 1 à 1 Zimmer mit viel. Zub., Wasserleit. u. Garteneintr. zu verm. Danzigerstr. 5/6.

Inserate

jeder Art für alle auswärtigen
Zeitungen, Fachblätter u. besorgt
pünktlich ohne Postenaufschlag
die Expedition dieser Zeitung.
Vortheile für den Auftraggeber: Er-
sparung des Portos und der Post-
nachnahme-Gebühren; — correctes
Arrangement des betr. Inserats bei
möglichster Ersparung an Raum und
Zeilen; — Einreichung des betr.
Manuscripts nur in einem Exemplar,
wenn auch die Aufnahme in mehreren
Blättern gewünscht wird; — zweck-
mäßige Wahl der Blätter, falls solche
nicht bestimmt sind.

Unsere verehrten Leser
verweisen wir besonders auf
den der heutigen Nummer beiliegenden
Prospekt über das **Heilverfahren**
des Herrn **Franz Otto** aus
Berlin, Winterfeldt-Strasse 25.

18 Pfd. ff. Limb., 9 Pfd. ff. Schweiz.-Räse
Je Mk. 6 Nachn. Hofmann, Käseh. München. Streut den Vögeln Futter!

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 9.

Elbing, den 12. Januar.

1894.

Gräfin Daron.

Roman von La Rosée.

13)

Nachdruck verboten.

Cecile änderte in dem gemieteten Häuschen rasch ihre Toilette. Sie zog ein einfaches, schwarzes Wollkleid an, strich sich die Haare aus dem Gesicht und verbarg sie unter einer matronenartigen, weißen Haube, dann nahm sie einen langen, schwarzen Kragen über die Schultern, steckte das Zeugniß Etolles zu sich und schlüpfte rasch aus einem Hintertürchen des Gartens hinaus. Eine Viertelstunde später zog sie die Klingel an der Simon'schen Anstalt.

„Kann ich den Herrn Direktor sprechen?“ fragte sie.

„Was wollen Sie?“ fuhr sie der Hausmeister unwirsch an.

„Meine Dienste anbieten.“

Er betrachtete sie mit kritischen Blicken von oben bis unten, so daß der Unwille ihr das Blut in die Wangen trieb, und sagte: „Habe nichts gehört, daß man eine neue Wärterin braucht, aber ich kann es ja dem Herrn Direktor melden.“

„Sie sollen kommen“, rief er ihr kurz nachher zu. „dort über eine Sitzege links die erste Thür.“

Das Herz pochte ihr ungestüm, als sie leise anklopfte. Auf ein barsches Herein trat sie über die Schwelle. Sie war so verlegen, daß sie sich kaum die Augen aufzuschlagen getraute.

„Eine Wärterin?“ fragte der Herr.

Sie blickte ihn an und sprach „Ja“.

„Wer hat Sie geschickt?“

„Niemand.“

„Wie kommen Sie auf den Einfall, sich in meinem Hause eine Stelle zu suchen?“

Cecile erkannte die Gefahr, jetzt mußte sie muthig sein. „Mein Herr“, sprach sie ohne Scheu und sah fest in sein auf sie iorschend gerichtetes Auge, „ich bin eine gute Pflegerin und kann mich ausweisen.“

„Haben Sie Kranke, wie sich solche in meiner Anstalt befinden, schon bedient?“

„Bisher noch nicht, aber ich möchte mich eben auch darin versuchen, deshalb kam ich hierher, Herr Direktor. Sie werden bald sehen, daß Sie sich auf meine Tüchtigkeit verlassen können.“

„Um“, machte der Direktor und besichtigte

einige Sekunden die wohlgepflegten Nägel seiner schönen schlanken Hand. „Geben Sie mir Ihre Zeugnisse.“

Cecile reichte sie ihm hin.

„Das sind lauter klingende Namen von Professoren und Doktoren, aber von Privaten lese ich nichts. Können Sie sich nicht besser ausweisen?“

„Wenn Sie noch andere Zeugnisse wünschen, mußte ich mir da, wo ich diene, noch welche holen“, erwiderte sie unerschrocken.

„Was verlangen Sie für ein Salair?“ fragte der Direktor.

„Das überlasse ich ganz Ihnen.“

„Da ich Ihre Leistungsfähigkeit noch nicht kenne — es muß eben erst ein Versuch gemacht werden — so genügen zwanzig Francs die Woche.“

Sie stimmte zu.

„Wann können Sie eintreten?“

„Wenn Sie es wünschen, heute Abend.“

„Sollten Sie untauglich sein, werden Sie in acht Tagen wieder entlassen.“

„Gut, mein Herr.“

Sie verließ die Anstalt und kehrte bei dem Hintertürchen des Gartens wieder in ihr gemietetes Haus zurück, wo sie ihre alten Kleider anzog und dann in einem Omnibus nach Paris fuhr. Dort kaufte sie die nöthigste, einfache Wäsche, ließ alles zusammenpacken und in die Anstalt Simon schicken.

Endlich, endlich also dem Ziele nahe! unter einem Dache mit ihm! — Sie konnte vor Aufregung keine Sekunde ruhig sein, wie würde sie ihn finden? Denn daß er noch lebe, daran zweifelte sie nicht.

Am Abend ließ sie Madame Neige sagen, daß sie wieder verreise und vor einigen Wochen kaum zu erwarten sei. Als dieser Entschluß bekannt wurde, schüttelten alle die Köpfe. Es muß nicht richtig sein bei unserer Komtesse; was sie nur immer so allein in der Welt herum fährt, ohne Jungfer ohne Diener! Und niemand weiß, wohin.

„Sie sucht den Better“, meinte der alte im Dienste ergraute Kammerdiener, „ich habe gehört, er ist gegenwärtig in Deutschland.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Frau Neige, „nimmer reist unsere Komtesse ihrem Better nach, sie hat ihn ja nie so recht gerne gehabt.“

„Was für einen Zweck hätte sie aber denn sonst?“ fragte Monsieur Granville.

„Ich glaube eher, sie hat sich verlobt, sie geht wallfahrten nach Lourdes, oder sie zieht sich in ein Kloster zurück.“

Abends ließ Cecile eine Droschke holen, nahm ihren Handkoffer mit hinein und gab Befehl, nach dem Ostbahnhof zu fahren. Dort stieg sie in eine andere Droschke und fuhr nach Neuilly. Sie wurde in ein kleines, weißgetünchtes Zimmer mit zwei Betten geführt.

„Ich schlafe bei Ihnen“, sagte eine hübsche, große Blondine, „ich heiße Julie und bin hier Nr. 6“, lächelte sie. „Ich werde Sie in Ihrem Dienste unterweisen. Wie heißen Sie?“

„Marie Frederik“, erwiderte Cecile und reichte freundlich ihre Hand dem blonden Mädchen.

„Jetzt gehen wir zum Essen und dann machen wir die Runde. Sie werden hier für gewöhnlich Nr. 7 heißen, dies wird Ihnen seltsam vorkommen, allein Herr Simon wünscht es so.“

Cecile trat mit ihrer Zimmergenossin in ein saalähnliches Gemach, in dem schon einige Wärterinnen gespeist hatten. Die noch um den Tisch Sitzenden sahen sie kaum an, sondern aßen fort.

„Du hast schon wieder eine Neue?“ fragte eine ältere Frau mit strengem Gesicht, „hast Du sie schon unterwiesen und in die Hausordnung eingeweiht?“

„Ich habe damit schon angefangen, die Praxis ist eben die Hauptsache, wie Sie wissen, Madame Tourbelle.“

„Wie heißen Sie?“ fragte in herrlichem Tone Madame Tourbelle.

„Marie Frederik“.

„Lassen Sie sich sagen, das erste Gesetz im Hause ist Gehorsam und Schweigen. Was Sie auch sehen und hören, es geht Sie nichts weiter an“.

Cecile nickte mit dem Kopfe und setzte sich an den Tisch, aber sie konnte nichts hinunter bringen, so viel Mühe sie sich auch gab, damit ihre Appetitlosigkeit nicht auffalle. Nach dem Abendessen verließ sie mit Julie den Speisesaal und bei einem Hinterthor das Haus. Jetzt erst gemahrte sie ein zweites Gebäude, das sehr düster und unheimlich ausah. Es war ein schmuckloser, länglicher Bau, dessen Fenster mit starken, eisernen Gittern versehen waren, so daß es einem Gefängniß ähnlich sah.

„Da wohnen unsere Kranken“, erklärte Julie, „ich habe nur drei zu besorgen, das heißt, ich wechsle mit noch einer Wärterin ab. Den Nachtdienst haben Sie jetzt noch nicht. Sie werden ihn erst in einem halben Jahre antreten, wenn Sie so lange bleiben.“

Das Innere des Gebäudes glich dem Aeußeren, alles war düster und schmucklos, dicke Teppiche bedeckten die langen, schmalen Gänge, die rechts und links mattirte Doppelthüren hatten, damit kein Geräusch herausdringe.

„Hier sind die weiblichen Kranken“, erklärte Julie, „ich habe zwei junge Mädchen und eine ältere Frau. Es sind nur vornehme, reiche

Herrschaften da, andere Kranken nimmt Herr Simon nicht auf; sehen Sie, hier ist schon unser Reich.“ Sie öffnete die Thür, und Cecile betrat mit ihr ein elegantes und bequem eingerichtetes Gemach. Ein junges, ungefähr vier- undzwanzig Jahre altes Mädchen saß am vergitterten Fenster. Julie fragte: „Wie geht es, Fräulein?“

Die Dame blickte sie streng an und gab keine Antwort.

„Königliche Hoheit, haben Sie noch Wünsche?“

Jetzt flog ein Bächeln der Befriedigung über das Gesicht der Irren, sie erhob sich und reichte Cecile die Hand zum Kusse.

„Thun Sie es nicht“, flüsterte, Julie, „sonst läßt sie Sie nicht mehr fort.“

Die Kranke senkte schwer auf und ließ sich wieder auf den Stuhl sinken. Julie ordnete das Bett, verrichtete noch einige Dienste und verließ mit Cecile das Zimmer.

„Es ist die Tochter eines Grafen. Sie verstehen, niemand darf ihren Namen wissen; denn eine Wahnsinnige in der Familie zu haben ist eine Schande. Der Direktor meint übrigens, es wäre noch Hoffnung sie zu heilen.“

„Wie lange sind Sie schon da?“ fragte Cecile.

„Vier Jahre.“

Wie gerne hätte Cecile nach Abensberg gefragt, und wie hart kam ihr das Schweigen an.

„Hier Nummer 19“, fuhr Julie fort, „wieder ein junges Mädchen — Blutleere behaupten die Herren Aerzte. Sie will allen Mäusen der Welt zu trinken geben und schüttet jedes Getränk auf den Boden. Sie ist sehr zärtlich und verlobt, die Tochter eines Millonärs.“

Cecile kamen die Thränen, als sie das todtblaße, kaum zwanzigjährige Mädchen sah.

„Ach!“ seufzte dieses, „ich habe ihn so geliebt — so sehr geliebt! Bringen Sie mir endlich Nachricht, wo er ist, warum er nicht kommt?“

„Sie hält jeden Arzt für ihren Gellebten“, lachte Julie, „und da Nummer 20, eine ältere Frau, Mutter mehrerer Kinder, die noch sämmtlich gesund sind, aber da ist die Krankheit ein Erbstück in der Familie.“

„Wissen Sie den Namen?“

„Gott bewahre, aber meistens die Verhältnisse meiner Pflanzlinge. So, nun habe ich Sie bei unsern Kranken eingeführt, die wir mit-sammen besorgen müssen. Wir haben sie zu bedienen, zu pflegen und sogar die Zimmer zu reinigen, was meines Erachtens uns nicht gebührt; allein, was will man machen, es ist einmal so Befehl.“

Der Dienst war anstrengend und besonders für Cecile sehr beschwerlich, das Schreien, Stöhnen, Jammern der Kranken ging ihr tief zu Herzen. Sie litt Seelen- und Körperqualen; denn Julie fand gar bald, wie sanft gar bald, wie sanft und geduldig die neue

Wärterin war, und benützte deren Gefälligkeit zu ihren Zwecken.

Schon nach einer Woche begriff Cecile ihren Dienst vollständig, doch nicht die geringste Spur von Abensberg hatte sie bis jetzt entdecken können.

Einmal fragte sie: „Sind nur Inländer in der Anstalt?“

„Natürlich, Ausländer nimmt der Herr Direktor nie.“

Am Ende vergeude ich hier meine Zeit vergeblich, dachte sich Cecile, wenn ich nur alle Kranken sehen dürfte, aber so oft sie auch in den Hof oder Garten sah, es waren nur Frauen und Mädchen unten.

„Sind denn keine Männer hier?“ fragte sie.

„Wenig, kaum acht, warum fragen Sie? Wären Ihnen vielleicht männliche Kranke lieber?“ stötte sie.

So geht es nicht, dachte sie sich am Ende der zweiten Woche. Jeden Monat hatte sie einen freien Tag für sich. Am ersten solchen Tage ging sie in ihr gemietetes Haus, zog sich um und fuhr in einer Droschke nach Paris. Plötzlich stieß sie einen leisen Ruf aus, beahnd dem Kutscher zu halten, sprang aus dem Wagen und lief auf einen Herrn zu.

„Jean, Jean!“

„Ach gnädigste Gräfin,“ rief dieser, sich tief vor der erregten Cecile verbeugend.

„Haben Sie mich belogen, Jean?“

„Ich schwöre, daß ich Ihnen die Wahrheit sagte.“

„Kommen Sie mit mir, Jean, ich will Ihnen alles erzählen.“ Und Cecile bekannte noch nichts von Abensberg gehört habe.

„Lassen Sie mich nachsinnen“, sagte Jean und bog mit ihr in den Tuilertengarten ein, den sie langsam durchschritten.

„Sie erzählten mir von einer jungen Wärterin?“

„Ja, meine Zimmergenossin Julie.“

„Diese muß uns Farbe bekennen. Lassen Sie mich die Sache in die Hand nehmen, Sie werden sehen, daß ich es herausbringe.“

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

— In einer gefährvollen Situation befanden sich jüngst die Passagiere des Belgrad-Semliner Lokal dampfers. Das Dampfschiff „Panczowa“ fuhr am 3. Januar bei mächtigem Eisgange auf der Donau von Semlin mit einer stattlichen Anzahl Passagiere besetzt, um 10 Uhr Vormittags nach Belgrad. Auf der Fahrt wurde das Schiff von einem heftigen Schneesturm überrascht, der eine solche Kälte mit sich brachte, daß das Schiff mitten im Strom einfroren und trotz aller Anstrengungen nicht von der Stelle kommen

konnte. Unter den Passagieren entstand eine fürchterliche Panik, viele wollten über die schwankende Eisdecke ans Land gehen, was aber absolut nicht durchführbar war. Die Hilfe, welche man dem Schiffe von Land aus bringen wollte, erwies sich als vergeblich und so blieb den Passagieren nichts anderes übrig, als im Schiffe zu bleiben. Dort wurde die Situation indessen sehr gefährlich. Es stellte sich ein schrecklicher Eisgang ein, der die Eisblöcke in ziemlicher Höhe zu beiden Seiten des Schiffes aufstürzte. Zu allem Unglück ging nun auch noch der Proviant und das Heizmaterial aus, so daß sich den Passagieren und der Besatzung des Schiffes eine Zukunft eröffnete, die nicht weniger als rosig zu werden versprach. Nachdem man zwei Tage und eine Nacht mitten im Strom zugebracht hatte, konnte man endlich, nachdem sie die Eisdecke halbwegs als sicher erwiesen, an das Verlassen des Schiffes denken und den gefährlichen Gang über die Eisdecke wagen. Nach einer mühevollen und äußerst gefährlichen Wanderung kam man schließlich glücklich ans Land.

— Der Bart des Cardinals Lavigerie. Als der Cardinal Lavigerie an den Bischofsitz nach Algier berufen wurde, bemerkte er mit Mißfallen, daß sämtliche Geistliche seiner Diözese mit langen Patriarchenbärten geziert waren, und sprach sich beim Empfang seines Clerus mißliebiger darüber aus. Bei den Pfarrern herrschte darob große Erregung. Einer von ihnen jedoch, der allgemein beliebte Superior des Seminars in Algier, Vater Girard, der von allen den längsten Bart besaß, rieth seinen Kollegen, den Barbier nur nicht vorschnell zu bestellen; er werde die Meinung des Cardinals schon zu ändern wissen. Am Tage nach der Einsetzung des Cardinals begleitete Vater Girard denselben auf seiner ersten Amtsreise. Als sie in ein Dorf kamen, wo ausschließlich eingeborene Afrikaner wohnten, kamen die Stammältesten, die den Superior des Seminars schon lange kannten, herbei, um dem Kirchenfürsten ihre Reverenz zu bezeugen. Dann betrachteten sie mit unerböhlicher Ueberraschung und stummer Ironie in ihren Blicken das frischrasirte Gesicht des Erzbischofs und es entspann sich unter ihnen eine von Seiten des Erstaunens begleitete Unterhaltung. „Was reden sie?“ fragte der Cardinal Lavigerie. — „Ach,“ antwortete Vater Girard, indem er Verlegenheit heuchelte, „das sind große Kinder; Sie dürfen keinen Werth auf ihr Geschwätz legen.“ — „Aber sagen Sie es doch, ich möchte es wissen.“ — „Nun,“

ermiderte Girard, „sie können nicht begreifen, daß ein Mann sich rasirt; sie halten Sie daher für eine Frau und finden Sie sehr schön!“ — Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß der neue Erzbischof von Algier seinen Seelforgern von jener Zeit ab erlaubte, sich den Bart stehen zu lassen; ja, die Herren Curati bemerkten mit Vergnügen, daß ihr Oberhirte selbst sich den schönen Bart wachsen ließ, der bald in ganz Nordafrika eine große Popularität erlangte.

— **Folgendes Kuriosum** wird aus Breslau berichtet: Der Handlungsgehilfe Benno B. erhielt am 23. Dezember v. J. folgende gerichtliche Vorladung: „In der Strafsache gegen den Nachtmachtmann Franz Schwon hier und Genossen wegen Meineides werden Sie zu Ihrer Vernehmung als Zeuge auf Anordnung des Untersuchungsrichters vom k. Landgerichte hier selbst nach dem Ringe an die Staupfäule vor den k. Landgerichtsrath G., und zwar in der Nacht vom 28. bis 29. Dezember um 1 Uhr geladen.“ B. glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen und fragte deshalb an, wann der Termin stattfinden. Er erhielt von der hiesigen Gerichtsschreiberei folgenden Bescheid: „Aus der Ladung ist ganz deutlich ersichtlich, daß der Termin um 1 Uhr Nachts und zwar vom 28. bis 29. Dezember anberaumt ist u. s. w.“ Der Termin ist thatsächlich um die angegebene Stunde an der Staupfäule auf dem Ringe gehalten worden. Es nahmen daran Theil der Untersuchungsrichter, der Staatsanwalt, der Gerichtsschreiber, der angeklagte Wächter und fünf Zeugen. Es wurde geprüft, ob Jemand in der Dunkelheit über ein in einer Rinne liegendes Brett stolpern und hinstürzen könne. Die nächtliche Gerichtsverhandlung dauerte bis 2 Uhr und soll einen für den Wächter günstigen Verlauf genommen haben.

— **Eine elektrische Stadt.** Great-Falls in Montana (Vereinigte Staaten) ist nach amerikanischen Berichten eine beinahe vollständig „elektrische Stadt.“ Drei (engl.) Meilen oberhalb des Ortes, bei Black-Eagles-Falls, hat man quer über den Missouri einen starken Damm aufgeworfen, um das Wasser des Flusses zur Kraftstation zu leiten, welche sich mit ihren Turbinen und Dynamos neben dem Flußbett befindet. In Great-Falls werden nicht nur die Straßenbahnwagen mit Elektrizität gefahren und beleuchtet, sondern auch zugleich geheizt; in jedem Waggon befindet sich ein „Radiator“, der die beste Dampfheizung übertrifft; Elevatoren, Druckerpressen, Krabne und alle sonstigen in Great-

Falls vorhandenen Arten von Maschinerie werden durch das allgegenwärtige Fluidum in Gang gehalten, sogar elektrische Wasserschöpfer und Steinklopfer kann man sehen. Ein gewöhnlicher Anblick auf der Straße vor Neubauten ist ein elektrischer Mörtelmischer, mit einem Leitungsdraht verbunden, der von der nächsten besten Leitungsstange herabgeführt ist. Die Restaurants kochen mit Elektrizität, die Fleischer hacken mittels solcher das Fleisch zu den Würsten, die Kolonialwaarenhändler benützen sie zum Kaffeemahlen, die Schneider zum Erhitzen der Bügeleisen und die Hausfrauen treiben ihre Nähmaschinen mit Elektrizität. Die Ofen und Herde stehen verlassen; kein Rauchwölkchen entströmt der Esse, statt der ruhigen Feuer hat man elegante elektrische Brat- und Backnäpfe, die man im Wohnzimmer wie Hutschachteln neben einander aufstellen kann, ebenso die elektrischen Kessel, Töpfe und Theekannen; nur ein Druck auf einen Knopf, und in zehn Minuten siedet das Wasser im Innern dieser Gefäße. — Ein wenig amerikanische Uebertreibung ist jedenfalls dabei.

— **„Ausgeklopfte“ Werthpapiere.** Eine in Berlin wohnende Frau G. gab sich am 15. Dezember v. J. der angenehmen Beschäftigung hin, Coupons von einer Anzahl Werthpapieren abzuschneiden. Nach Beendigung dieser Arbeit legte sie die Papiere, mit den Talons zusammengeroU, in eine Ecke des Sophas und bedeckte sie mit einem Schlummerkissen. Dort lagen sie nun unbeachtet und erst am 6. Januar erinnerte sich Frau G., daß sie ihrem Schatze einen etwas unsicheren Aufbewahrungsort angewiesen hatte. Voll Unruhe eilte sie zu dem Sopha und hob die Schlummerrolle von der gemohnten Stelle auf, aber — die Papiere waren verschwunden. Vor den Feiertagen hatte in der Wohnung „großes Reinemachen“ stattgefunden und hierbei war auch das Sopha gründlich ausgeklopft worden. Bei dieser Gelegenheit sind offenbar die Werthpapiere verschwunden.

— **Einfacher.** Hausherr: „Ich würde Ihnen also dafür, daß Sie meinen Jungen unterrichten, freies Abendessen gewähren!“ — Der muntere Stubio: „Nur Abendessen? Aber lieber Herr, da wäre es doch viel einfacher, ich pouffiere Ihre Köchin!“

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.
Druck und Verlag von S. Gaark
in Elbing.